

ausland

Kampf um Harlem

USA. Die Afroamerikaner könnten diesmal über den nächsten Präsidenten entscheiden. Ist Hillary Clinton schwärzer als Barack Obama?

Von Sebastian Heinzel, New York

Der erste schwarze Präsident der USA hat sein Büro im 14. Stockwerk eines Hochhauses mitten im Herzen von Harlem, wo sich der Martin-Luther-King-Boulevard und der Malcolm-X-Boulevard kreuzen, gleich neben einem Starbucks-Café und gegenüber einem Rekrutierungszentrum der US-Streitkräfte. Der erste schwarze Präsident der USA ist eigentlich weiß und heißt Bill Clinton. Doch von Afroamerikanern wird er praktisch als einer der Ihren verehrt, und da die Zuneigung wechselseitig ist, hat er das Büro seiner William J. Clinton Stiftung in New Yorks Stadtteil Harlem, dem kulturellen Epizentrum des schwarzen Amerika, eröffnet. Und wenn das schwarze Amerika mitspielt, sitzt Bill Clinton vielleicht schon bald wieder im Weißen Haus – als Hillary Clintons First Husband.

Der Startschuss zum Präsidentschaftswahlkampf 2008 ist unüblich früh gefallen, über eineinhalb Jahre vor dem Wahlgang. Für die Kandidaten der Demokratischen Partei führt der Weg ins Weiße Haus durch Harlem. Schon jetzt ist zwischen den beiden Favoriten Barack Obama und Hillary Clinton ein Gerangel um die Stimmen afroamerikanischer Wähler ausgebrochen. Amerikas traditionell marginalisierte Schwarze finden sich unvermutet in einer ungewohnten Situation wieder: Sie werden umworben wie nie zuvor. Obama, der junge Senator aus Illinois, genießt beim Kampf um das schwarze Amerika den Vorteil seiner Hautfarbe. Doch die Stimmen sind ihm keineswegs sicher: Gerade in Harlem hat New Yorks Senatorin Hillary Clinton Heimvorteil und zehrt von Bills Beliebtheit.

„Hillary und Obama sind beide wirklich gute Kandidaten“, sagt Charles March, ein Diakon der Abyssinian Baptist Church in Harlems 138th Street. Der riesige Mann mit der mächtigen Stimme ist gerade auf dem Weg zur Mittwochabend-Bibelstunde. „Aber wenn ich jetzt entscheiden müsste, würde ich Hillary meine Stimme geben. Sie hat mehr Erfahrung“, sagt er, während er herbeiströmenden Gläubigen die Hände schüttelt.

Hillary Clinton ist immer wieder Gast bei den sonntäglichen Gospelmessen der Abyssinian Baptist Church, zu denen sich Harlems Gesellschaft trifft. Großzügige Wahlkampfspenden gibt es hier in der Regel nicht zu holen: Die afroamerikanische Minderheit in den USA ist im Durchschnitt nicht eben mit Reichtum gesegnet. Das Starbucks-Café neben Bill Clintons Büro wurde von Exbasketballstar Earvin „Magic“ Johnson mehr als Statussymbol denn als Umsatzmaschine gegründet. Harlems Einwohner haben meist dringendere Bedürfnisse als Pappbecherkaffee um vier Dollar – manchmal sind diese Bedürfnisse so dringend, dass der Weg über die Straße der einzige Ausweg ist, zum Rekrutierungsbüro der Armee, wo schneidige schwarze Soldaten salutierend von den Plakaten lächeln.

Unterstützung. Für die Präsidentschaftskandidaten geht es hier weniger um Geldspenden als um große Mengen Wählerstimmen – und um jene, die diese Stimmen bewegen können: um Prediger und verdiente Bürgerrechtskämpfer wie Reverend Al Sharpton und um Lokalpolitiker wie Charles Rangel, einen der mächtigsten Abgeordneten im US-Kongress, der schon seit den siebziger Jahren Harlem in Washington vertritt. Rangel hat Hillary öffentlich seine Unterstützung versprochen,

aber auch Obama zum Antreten ermutigt: „Obama kann ein Held der schwarzen Community werden“, sagt er. Auch Sharpton will sich noch nicht entschieden haben. Sein Herz soll jedoch für Hillary schlagen.

„Hillary Clinton profitiert indirekt von der Beliebtheit ihres Mannes“, sagt Fredrick Harris, Professor für Politikwissenschaft und Spezialist für afroamerikanische Politik an der renommierten Columbia-Universität, deren Campus den Übergang vom schwarzen Harlem zu Manhattans nobler Upper West Side markiert. „Bill Clinton hat viel für die Afroamerikaner getan, wenn auch mehr symbolisch als substanzuell. Aus Dankbarkeit waren sie die einzige Wählergruppe, die ihm während des Lewinsky-Skandals die Treue hielt.“ Clintons Fähigkeiten, bei schwarzen Wählern den richtigen Ton zu treffen, sind legendär. „Wenn er in einer Kirche auftritt, klingt er wie ein schwarzer Prediger und fühlt sich sichtlich wohl dabei“, meint Harris. Auf Hillary Clinton färbt das ab: Als sie beim Begräbnis der Bürgerrechtsaktivistin Rosa Parks im Frühjahr 2006 als „nächste Präsidentin der USA“ vorgestellt wurde, brandete tosender Applaus in der schwarzen Zuhörerschaft auf.

Barack Obama hingegen hat mit zwei Problemen zu kämpfen: Zum einen sind er und seine politischen Positionen noch nicht bis in den letzten Winkel des Landes bekannt. Und zum anderen tobt eine Diskussion darüber,

Londel Davis,
Restaurantbesitzer
in Harlem
„Hillary ist
hochnäsig“

Fredrick Harris,
Politikwissen-
schafter
„Obama hat
nicht gelitten“

ob er mit seinem multikulturellen Hintergrund denn schwarz genug sei. „Obamas Mutter ist eine weiße Amerikanerin, sein Vater ein schwarzer Kenianer“, mäkelte ein Kolumnist der „New York Daily News“ unlängst unter der Schlagzeile „Obama ist nicht so schwarz wie ich“. Er teile „nicht dasselbe Erbe wie die Mehrheit der schwarzen Ame-



GETTY IMAGES / WIN MCNAMEE



Barack Obama, Hillary Clinton Zwei Demokraten kämpfen um die Stimmen der Afroamerikaner

rikaner, die von Plantagensklaven abstammen“. Vor allem ältere Afroamerikaner, die den Kampf um die Bürgerrechte ausgefochten haben, bringen dem jungen Senator eine gewisse Skepsis entgegen. „Obama hat nicht gelitten“, sagt Politikprofessor Harris. „Weiße Amerikaner sind von ihm mehr begeistert als schwarze.“

Aufholjagd. Doch auch Obama hat in Harlem seine Fans. Im Restaurant Londer's unweit der Abyssinian Baptist Church trinken in edles Tuch gehüllte Männer Cocktails an der Bar oder unterhalten ihre dunkelhäutigen Begleiterinnen an Tischen mit weißen Tischtüchern. Inhaber Londer Davis ist wie jeden Abend fein herausgeputzt, sein grauweißer Bart makellos getrimmt. Davis' Markenzeichen ist sein Marscherl: Er verkauft eine eigene Linie, die in einer Vitrine ausgestellt ist, umgeben von Fotos berühmter Gäste wie Mariah Carey oder Henry Kissinger. „Kissingers Foto nehme ich vielleicht wieder ab, er ist ein Kriegstreiber“, sagt Davis. „Wir brauchen mehr Diplomatie und müssen den Krieg im Irak beenden.“ Obama hält er für „sehr intelligent“, Hillary Clinton hat ihn hingegen noch nicht überzeugt: „Sie ist hochnäsig. Wenn sie zu uns in die Kirche kommt, darf sich niemand neben sie setzen. Und der Händedruck ihres Mannes fühlt sich an wie ein kalter Fisch.“

Im vergangenen Monat hat Obama gegenüber Hillary stark aufgeholt. Noch im Jänner führte Clinton in einer Umfrage der „Washington Post“ unter schwarzen Wählern mit 60 zu 20 Prozent. Vergange-

ne Woche sprachen sich nur noch 44 Prozent der Afroamerikaner für sie aus, 33 Prozent für Obama. Die Nervosität im Clinton-Lager steigt dementsprechend. Jüngst griff ihr Wahlkampfteam den schwarzen Konkurrenten erstmals offen und aggressiv an (siehe Kasten). „Dahinter steckt das realistische Szenario, dass Mister Obama mit den schwarzen Stimmen davonreitet – und ohne diese sind die Clintons verloren“, schreibt „New York Times“-Kolumnist Bob Herbert, selbst Afroamerikaner. „All jene, die scherzten, dass Bill Clinton der erste schwarze Präsident war, sind nun mit jemandem konfrontiert, der es wirklich werden könnte.“

Zur entscheidenden Schlacht um das schwarze Votum wird es wohl erst Anfang 2008 kommen, bei den Vorwahlen der Demokratischen Partei in South Carolina. Dort stellen Afroamerikaner die Hälfte aller registrierten Demokraten. In den Südstaaten wird zudem noch ein dritter aussichtsreicher Kandidat, John Edwards, ein Wörtchen mitzureden haben: Er punktete schon bei seinem ersten Anlauf 2004 bei afroamerikanischen Wählern und begann seinen Wahlkampf diesmal in den von Hurrikan Katrina zerstörten schwarzen Vierteln von New Orleans.

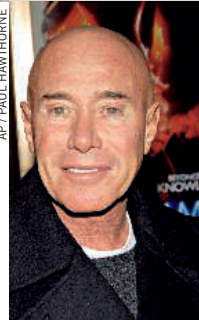
Mit solch viel versprechenden Kandidaten konfrontiert, würden sich einige der Kirchgänger in Harlem die Qual der Wahl am liebsten ersparen. „Ich bin völlig gespalten“, sagt Harold Sawyer auf dem Weg zum Gebet. „Warum nicht Hillary als Präsidentin und Obama als Vizepräsident? Oder anders herum?“ ■

Hintergrund

Querschüsse

Hollywood mischt sich in den Präsidentschaftswahlkampf ein.

Die Medien hatten ihn geradezu sehnsüchtig erwartet: den ersten offenen Schlagabtausch zwischen Hillary Clinton und Barack Obama. Er kam vergangene Woche, nach einem Interview der „New York Times“ mit Hollywood-Starproduzent David Geffen, einem ehemaligen Freund von Bill Clinton und Gründer des Dreamworks-Studios (gemeinsam mit Steven Spielberg). „Jeder in der Politik lügt“, sagte Geffen. „Aber die Leichtigkeit, mit der es die Clintons tun, ist beunruhigend.“ Und in Anspielung auf das Liebesleben des Expräsidenten meinte er: „Niemand glaubt ernsthaft, dass Bill Clinton in den letzten sechs Jahren plötzlich ein anderer Mensch geworden ist.“



David Geffen Hollywood-Produzent kündigte der Familie Clinton die Freundschaft auf

Sofort ritt Hillary Clintons Wahlkampfteam eine scharfe Konterattacke – gegen Obama. Dieser hatte am Vorabend 1,3 Millionen Dollar Wahlkampfspenden bei einer Party von David Geffen eingestrichen. Er denke gar nicht daran, das Geld zu retournieren wie von Clinton gefordert, antwortete

Obama. Obama kann sich Gelassenheit leisten: Seine Wahlkampftour nach Hollywood war ein voller Erfolg, Stars von George Clooney bis Halle Berry machen sich für ihn stark.

Der wahre Liebling Hollywoods ist derzeit aber Exvizepräsident Al Gore, der vergangene Woche einen Oscar für seine Dokumentation zur Klimaerwärmung, „Eine unbequeme Wahrheit“, erhielt. Und nicht nur die Filmbranche hofft, ein Antreten Gores bei den nächsten Präsidentschaftswahlen könnte acht Jahre Bush-Politik vergessen machen. Auch die Presse zeigt Flagge – kaum ein Qualitätsmedium, das Gore nicht mehr oder minder offen zur Kandidatur drängen würde. Dieser selbst sagt nur kryptisch, er habe „keine Pläne anzutreten“. Will er erst abwarten, ob er im Herbst auch noch den Friedensnobelpreis erhält? Nominiert ist er jedenfalls.